

# Plurale Wirklichkeit Gemeinde

## Ein Kongress schaut sich selber zu

### 1. Reflexion über den Sinn der Reflexion

Dass Tagungen und Kongresse, insbesondere die einzelner Wissenschaftsdisziplinen, ihren eigenen Kongress und damit in gewissem Masse auch sich selbst einer öffentlichen im und am Ende des Kongresses stattfindenden Prozessbeobachtung und -analyse unterziehen, ist ein eher ungewöhnliches Faktum. Umso so mehr ist zu würdigen, dass die *Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen und -theologinnen* dies mit ihrem alle zwei Jahre stattfindenden Kongress getan hat. Damit hat die Konferenz den systematischen Blick auf den Kongress nicht nur zugelassen, sondern sie hat die Reflexion eines/einer Außenstehenden, nicht unmittelbar am Kongress und seiner inhaltlichen Vorbereitung Beteiligten, auf den Kongress systematisch geplant und ihn den Teilnehmenden zur Verfügung gestellt. Damit wird das, was in der Regel im Nachhinein im „Privatissimum“ der Vorbereitungsgruppe erfolgt, nämlich die Reflexion der inhaltlichen wie didaktischen Planung in Bezug zur Durchführung, im öffentlichen Raum zur Verfügung gestellt. Was ist nun der Gewinn eines solchen Verfahrens? Zumal es inzwischen vielfach üblich ist, am Ende von Tagungen mindestens kurze TeilnehmerInnenfeedbacks einzuholen. Zum einen erleichtert eine professionelle Prozessbeobachtung den Teilnehmenden, ihre eigene individuelle Auswertung vorzunehmen. Sie können sich Einschätzungen anschließen oder anderer Einschätzung sein, auf jeden Fall erhalten sie ein Raster, in dem der Kongress reflektiert werden kann, und damit auch einen leichteren Zugang zu ihrer eigenen Reflexion. Zum anderen stärkt – gerade wenn es sich um regelmäßig stattfindende Kongresse einer bestimmten Wissenschaftsdisziplin handelt, in denen in der Regel eine gewisse Anzahl immer wiederkehrender Personen teilnimmt - eine solche Art der Prozessreflexion die Identifikation mit der eigenen wissenschaftlichen Disziplin und ihren VertreterInnen. Der Kongress wird durch eine vorbereitete und dann gemeinsame Reflexion seiner Inhalte und seines Prozesses zu etwas Gemeinsamen, an dem in gewisser Weise – wenn auch in ganz unterschiedlichen Rollen – alle einen Anteil haben und zu seinem Gelingen beitragen.

## **2. Der Blick auf den Kongress selbst**

Der Pastoraltheologenkongress des Jahres 2007 stand unter dem Thema „Plurale Wirklichkeit Gemeinde.“ Er fand vom 17.-20. September in der Katholischen Akademie Schwerte statt. Allein die Tatsache von ca. 140 Teilnehmern und Teilnehmerinnen zeigt die brennende Aktualität des Themas „Gemeinde“ in der gegenwärtigen Pastoraltheologie, vor allem aber auch in der gegenwärtigen Pastoral.

Am 20. September ist ein reicher Kongress zu Ende gegangen, ein Kongress mit vielen Begegnungen, Begegnungen auf der persönlichen Ebene, Begegnung mit inhaltlichen Aspekten und auch mit der Konfrontation eigener Emotionalität zu diesem Thema. Wie immer bei Kongressen steckt enorme Arbeit in der Vorbereitung eines solchen Ereignisses. Aufgrund der theoretisch wissenschaftlichen Diskussionslage zum Thema „Gemeinde“ und den gleichzeitigen pastoralen Maßnahmen, die in den verschiedenen Ortskirchen zur Aufrechterhaltung der Seelsorge vorangetrieben werden, stellte die Vorbereitung hohe Anforderungen an die Planung: Wissenschaftliche Theorieebene und pastorale Planungs- und Praxisebene sollten und wollten miteinander verknüpft werden, im Übrigen ein Anspruch, dem sich die Konferenz mit ihren Kongressen immer wieder stellt. Hohe Ansprüche stellte auch das Design in seiner Mischung aus theoretisch-wissenschaftlichen Inputs, eher erfahrungsorientierten Teilen, Workshops und der Vorstellung von Forschungsprojekten; nicht zuletzt galt dies auch der Teilnehmerschaft, die sich – wie im Übrigen auch gewünscht – aus den Gruppen der Wissenschaftler und den stärker in planerischen und pastoralen Prozessen Tätigen zusammensetzte.

### **2.1. Rolle, erkenntnisleitende Fragestellung und Analyseinstrumentarium**

Als von der Vorbereitungsgruppe für die Prozessbeobachtung und -analyse Beauftragte war ich in einer doppelten Rolle. Ich war Teilnehmerin wie alle anderen und zugleich Prozessbeobachterin, was mich von den anderen unterschied und von diesen so auch – weil öffentlich im Programm angekündigt – wahrgenommen wurde. Ich befand mich also zum einen wie alle anderen mitten im „Getümmel“ des Kongresses, der Beteiligung an den Inhalten, den Pausengesprächen, der informellen Abendgestaltung, zum anderen hatte ich jedoch auch immer den „analytischen“ Blick, den Blick „von außen“, um das Geschehen einzuordnen und die verschiedensten Puzzlesteine zu einem Ganzen zusammenzusetzen.

Prozessbeobachtungen gibt es so viele, wie Teilnehmer und Teilnehmerinnen an einer Veranstaltung teilnehmen, in Vielem werden sich die Beobachtungen und Einschätzungen decken, in manchem un-

terscheiden. Mein Blick auf die Prozessbeobachtung war von einer gruppensdynamischen Perspektive und vom Modell der Themenzentrierten Interaktion (TZI) geleitet, mir ging es also um den Zusammenhang und die Wechselwirkungen vom Thema, in diesem Fall „Plurale Wirklichkeit Gemeinde“, und von der Gruppe, also den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die sich aus den einzelnen Individuen zusammensetzte. Als erkenntnisleitende Frage, unter der ich den Kongress beobachtete, formulierte ich das Thema des Kongresses. Dementsprechend lautete sie: „Wie spiegelt sich das Thema des Kongresses ‚Plurale Wirklichkeit Gemeinde‘ hier im Kongress wieder?“ Die Grundthese zur Beantwortung dieser Leitfrage lautete, dass sich das Thema „Plurale Wirklichkeit Gemeinde“ im Kongress selbst widerspiegelte.<sup>1</sup> Diese These soll im Folgenden an verschiedenen Beobachtungen exemplifiziert werden. Dabei handelt es sich eben um Beobachtungen und nicht um fixe Tatsachen. Im Vordergrund steht daher nicht die Frage nach „richtig“ oder „falsch“, sondern die Frage: „Welche Wirkung hat etwas erzielt, was hat etwas ausgelöst und zu was hat es geföhrt?“

Zur Einordnung der Beobachtungen wurde auf zwei analytische Raster zurückgegriffen, zum einen auf das schon erwähnte TZI Modell, wobei auf der Ebene des Individuums in diesem Zusammenhang kaum Beobachtungen zur Verfügung standen und diese Ebene aufgrund dessen in den Hintergrund trat. Das zweite analytische Raster ist dasjenige des „gruppensdynamischen Raums“<sup>2</sup>, mit dem die komplexen Prozesse, die sich in jeder Gruppe ereignen, in einem einfachen Modell dargestellt werden. Dieses Modell zeigt auf, dass jede Gruppe neben der Inhaltsebene von drei großen Themen bestimmt wird: a) dem Thema „Zugehörigkeit“, also der Frage nach „drinnen“ und „draußen“, oder anders formuliert, wer ist drinnen und gehört dazu, z.B. zur „scientific community“, zu den Insidern, wer hat wie Zugang bekommen, ist wie reingekommen und wer ist draußen, ist relativ unverbunden mit anderen etc.; b) dem Thema „Macht und Einfluss“, also den Fragen, wer wie viel Macht hat oder ihm/ihr zugesprochen wird auf der formalen Ebene qua eines Leitungsamtes beispielsweise oder aufgrund persönlicher Autorität, die Frage nach Macht und Einfluss richtet sich auch darauf, wer „oben“ und wer „unten“ ist; außerdem ist c) auch das Thema der „Intimität“ angesprochen, das eng mit dem Thema der „Zugehörigkeit“ zusammenhängt. Hier wird danach ge-

---

1 Um Beobachtungen rückkoppeln zu können, ist es hilfreich, sie mit der Wahrnehmung anderer zu konfrontieren. An dieser Stelle danke ich Ria Blittersdorf und Dagmar Stoltmann ganz herzlich für ihre Bereitschaft, meine Eindrücke und Beobachtungen mit ihnen austauschen zu können und ich danke Ihnen für ihre Ideen, die sie zu dieser Prozessbeobachtung beigetragen haben.

2 Vgl. Näher zu diesem Modell: Andreas Amann, Gruppendynamik als reflexive Vergemeinschaftung, in: Klaus Antons / Andreas Amann / Gisela Clausen u.a., Gruppenprozesse verstehen. Gruppendynamische Forschung und Praxis, Opladen 2001, 30-34.

fragt, mit wie viel Verbundenheit und Nähe bzw. mit wie viel Distanz und innerer Ferne jemand sich in der Gruppe bewegt.

Die Darstellung der Beobachtungen und der Eindrücke orientieren sich am Prozessverlauf des Kongresses, wobei dieser nicht in allen Einzelheiten dargestellt wird. Besondere Aufmerksamkeit wird auf die Anfangssequenz gelegt, da gerade in dieser Phase in Gruppen besonders viel geschieht und viele Themen auf der nonverbalen Ebene in der Gruppe verhandelt werden. Ein erster Durchgang widmet sich dem inhaltlichen Verlauf, damit werden gleichzeitig Beobachtungen und Eindrücke zur Aufmerksamkeit und Stimmung gekoppelt. In einem zweiten Durchgang wird näher auf die Gruppenprozessebene eingegangen.

## **2.2. Prozessverlauf, Aufmerksamkeit und inhaltliche Planung:**

Der Kongress war durch das Thema von einer hohen Involviertheit und emotionalen Beteiligung aller Anwesenden gekennzeichnet. Mit dem Thema „Gemeinde“ hatten alle in irgendeiner Form, sei es als hauptamtliche Seelsorger und Seelsorgerinnen, sei es als sich wissenschaftlich damit Befassende, sei es als Mitglied einer Gemeinde oder auch in je zwei der genannten Rollen, zu tun, jede/r hatte Erfahrungen und konnte zu diesem Thema etwas sagen. Entsprechend dieser deutlich wahrnehmbaren Involviertheit und emotionalen Beteiligung startete der Kongress mit hohen Erwartungen seitens aller Beteiligten: WissenschaftlerInnen wollten Klärungen und die Weiterführung theoretischer Erkenntnis, Seelsorgende und für Seelsorge Verantwortliche der Diözesen erhofften sich Anregungen und seitens der „professionellen“ WissenschaftlerInnen Unterstützung für die anfordernde und oft verzwickte Arbeit vor Ort.

Die hohen Erwartungen und die emotionale Beteiligung zeigten sich rasch in der ersten inhaltlichen Einheit, die mit Erfahrungen aus verschiedenen pastoralen Praxiszusammenhängen (Pfarrei im Ruhrgebiet, in St. Gallen, und Gemeinde wie Ordinariat Salzburg) das Spektrum des Themas aus einer praxisorientierten Perspektive eröffnen, sozusagen der „Appetizer“ sein sollten. Die Podiumsteilnehmer wurden sofort mit hohen Anforderungen an das eigene Tun und dessen Reflexion sowie zentralen Fragen im Kontext von Gemeinde konfrontiert: Wie ist die eigene theologische Reflexion von Gemeinde und die ihr zugrunde liegende Anthropologie? Wie ist Gemeinde eigentlich (theologisch) zu bestimmen? Fast kamen die Betreffenden in eine Rechtfertigungsposition, sollten sich in allem ausweisen – und doch spiegelte sich an dieser Eingangssequenz des Kongresses nur erneut das hohe Anforderungsprofil, dem Seelsorgende heute in ihrer Praxis vor Ort ausgesetzt sind. Und gleichzeitig spiegelte sich in dieser Sequenz das Gemeindethema zum ersten Mal im Kongress selbst.

Eine zweite Spiegelung zeigte sich in den nachfolgenden Berichten aus verschiedenen Seelsorgeämtern. Hier wurde sehr deutlich, wie schwer Erfahrungen zu vermitteln sind, wenn sich strukturelle Fragen als (be)drängend(er) erweisen. Kaum war es möglich, neben oder vielleicht sogar statt Zahlen zu eingerichteten Seelsorgeeinheiten und Abschlüssen der Umstrukturierungsmaßnahmen von den eigentlichen Erfahrungen mit diesen Prozessen zu berichten. Wie sehr die Strukturveränderungen in den Gemeinden momentan im Vordergrund stehen, zeigte sich auch in den Berichten der Seelsorgeamtsleiter.

Erste inhaltlich-theologische Bestimmungen von Gemeinde, erfolgten am nächsten Vormittag und führten zu deutlicher (emotionaler) Entlastung und waren gleichzeitig mit hoher Aufmerksamkeit versehen, so dass ein erster Höhepunkt des Kongresses zu verzeichnen war. Gleichzeitig konturierte sich die politische Dimension des Themas, denn auch die politische Ebene und politische Auseinandersetzungen sind dem Gemeindefeld und der Gemeindegewirklichkeit vor Ort nicht unbekannt. Eine erste inhaltliche Konfliktlinie über ein mögliches Scheitern der Gemeindefeldtheologie kristallisierte sich heraus und hielt die Spannungskurve der Aufmerksamkeit auf hohem Niveau. Allerdings veränderte die in den nachfolgenden inhaltlichen Einheiten deutlich zu Tage tretende Konfliktlinie zwischen Vertretern einer Gemeindefeldtheologie und Vertretern ihres Scheiterns die Stimmung hin zu einer emotionaler Aufgeladenheit. Die Tatsache des vom Design des Kongresses nicht genügend eingeräumten Diskussionsraumes führte dazu, dass sich Atmosphäre und Austausch in den informellen Teil verlagerten. Die Auseinandersetzung um Gemeindefeldtheologie zeigten deutlich, wie auf dem Kongress selbst wie auch vor Ort die Pluralität von verschiedenen Gemeindefeldverständnissen erlebt (und hoffentlich diskutiert) wird, bis dahin, ob wir überhaupt noch von Gemeinde reden können oder hier völlig neu denken müssen.

Aufmerksamkeit und Emotionalität pendelten sich am Mittwoch und Donnerstag auf einem mittleren Niveau ein, allerdings geprägt von den beginnenden Auflösungsprozessen des Kongresses durch die Abreise von Teilnehmern oder Kurzbesuche verschiedener Vertreter der Disziplin. Die Wirkung des „Kommens und Gehens“ während eines wissenschaftlichen Kongresses zu untersuchen wäre jedoch noch ein eigenes Thema. Auf der inhaltlichen Ebene knüpfte das Programm des Mittwochs an das des Montags an und erweiterte die ortskirchliche um die weltkirchliche Perspektive. Allerdings konnte diese Perspektive aus Zeitgründen plenar nicht weiter vertieft werden und wurde eventuell dezentral in den Workshops aufgefangen. Im Hinblick auf die Planung schiene eine stärkere Vernetzung auf der inhaltlichen Ebene zwischen den einzelnen thematischen Blöcke sinnvoll, eine Vernetzung, die zum Weiterdenken einlädt und auch im formellen Rahmen die Möglichkeit dazu zur Verfügung stellt.

Insgesamt hat der Kongress im Willen und dem Bemühen, dem Thema möglichst viel Raum zu geben, an zwei entscheidenden Stellen vertiefende und ausführliche Auseinandersetzungen wegstrukturiert und damit über die Struktur des Kongresses wirkliche Auseinandersetzung verhindert bzw. diese in den informellen Teil verlagert. Im Gegenzug standen Input und Information im Vordergrund. Das führt zu der Frage: Wie viel Konflikt und inhaltliche Auseinandersetzung darf auf einem wissenschaftlichen Kongress sein und ist bewusst oder unbewusst gewollt? Oder anders formuliert: Wie viel Einvernehmen, wie viel Harmonie ist für einen Kongress notwendig, um den Zusammenhalt wahren zu können? Auf der inhaltlichen Ebene kann hier auf die Dimension der Zugehörigkeit zurückgegriffen werden. Wann und bei welchen Themen und inhaltlichen Standpunkten fühlt sich jemand zugehörig, wie viel Kontroversität verträgt Zugehörigkeit und Intimität?

Dem Verhältnis von einer erfahrungsorientierten Dimension und streng wissenschaftlich-inhaltlichen Auseinandersetzung ist noch eine eigene Bemerkung einzuräumen. Die Erfahrungsorientierung ist bewusst an den Beginn dieses Kongresses gesetzt worden und es gehört zum Selbstverständnis der Konferenz in ihren Kongressen – wenn auch in je unterschiedlichem Ausmaß – beide Dimensionen miteinander zu verknüpfen. Viele Teilnehmer und Teilnehmerinnen reisten jedoch erst am Dienstag an. Jemand sagte, der Dienstag sei der wichtigste Tag, weil an diesem Tag seines Erachtens am meisten theoretischer Input geplant sei. Diese Beobachtung führt zu zwei Fragen: a) Wie wichtig ist der erfahrungsorientierte Zugang wirklich und wie genau passt er zum Charakter eines Kongresses einer wissenschaftlichen Disziplin? b) Wie wichtig wird dieser Zugang bei allen Rufen nach Praxis und Erfahrungsberichten in der Praktischen Theologie sowohl bei den wissenschaftlich Tätigen wie auch bei den in der pastoralen Praxis genommen?

Die Leitfrage der Prozessreflexion lautete, inwieweit sich während dieses Kongresses in den vier Tagen, in denen zusammen gelebt und gearbeitet wurde, Gemeinde ereignete. Verschiedene Indizien wurden dafür bereits ausfindig gemacht. Legt man die drei klassischen Grundfunktionen von Gemeinde zugrunde, die hier um die Funktion der *Koinonia* ergänzt werden soll, so lassen sich die Verkündigung, die Liturgie und die Gemeinschaft leicht wiederfinden. Es wurde inhaltlich diskutiert, sich auseinandergesetzt und miteinander erzählt, in vielen einzelnen Statements ist Verkündigung geschehen, es wurde miteinander gebetet und Eucharistie gefeiert, und wir haben Gemeinschaft von Christen und Christinnen erlebt. Nur mit der Diakonie war es – wie so oft – etwas schwierig, zumindest war sie öffentlich auf diesem Kongress nur schwer zu identifizieren. Allerdings schließt dies nicht aus, dass manche Beziehungen und Bezüge diakonisch geprägt waren.

### 2.3. Beobachtungen auf der Gruppenprozessebene

Gemeinde verstand und versteht sich auch heute vielfach als Familie, die möglichst harmonisch zusammenlebt und es gut miteinander hat, so wurde es auch mehrfach auf diesem Kongress formuliert. Wenn sich in diesem Kongress Gemeinde abbildete, dann bildeten sich auch so etwas wie familiäre oder zumindest familienähnliche Strukturen während dieser vier Tage, auch dazu einige Beobachtungen:

Wir begannen familiär, es brauchte keine Namensschilder – man kennt sich ja! Auch über Geld wurde gleich zu Beginn gesprochen, waren doch die Finanzen der Grund für die Wahl des Kongressortes – auch über Interna zu reden hat etwas Familiäres. Das Bild lässt sich fortsetzen – ohne dass ich es überstrapazieren möchte, auch der Konflikt des zweiten Tages über die Frage nach dem Scheitern der Gemeindeftheologie könnte man auf dieser Folie als „Streit kommt in der besten Familie vor“ interpretieren.

„Gemeinde braucht Überschaubarkeit, braucht Nahraum, braucht Vertrautheit“ waren immer wieder kehrende Sätze während des Kongresses. Überschaubarkeit schuf dieser Kongress mindestens im Laufe der Tage, indem man sich immer wieder begegnete und auch von der didaktischen Planung her, Möglichkeiten für die Begegnung im Nahraum geschaffen waren: Nahraum zwischen Menschen, wenn auch in unterschiedlichen Graden der Intimität und Vertrautheit, jedoch schuf der Kongress gerade auch im informellen Teil, die Möglichkeit zu wachsender Vertrautheit. Auch hier spiegelt sich so etwas wie gemeindliche Wirklichkeit wieder. An kirchlichen Orten bildet sich Gemeinde, sagte Uta Pohl-Patalong, eine der Referentinnen am Kongress. Ich glaube, dass der Kongress auch ein kirchlicher Ort war und sich in diesem Sinne gemeindliche Wirklichkeit realisierte.

Das Thema „Zugehörigkeit“ wurde bereits im ersten Teil angesprochen, für Gruppen ist es ein zentrales Thema. Während dieses Kongresses nahm es eine besondere Rolle ein, da sich hier Teilnehmende verschiedener Gruppen trafen. Einerseits trafen sich die Wissenschaftlichen und Wissenschaftlerinnen, die sich aus vielen Zusammenhängen mehr oder weniger kennen und sich von anderen früheren Kongressen vertraut sind, nicht zuletzt sind sie in der Konferenz als ihrer Interessensvertretung organisiert. Gleichzeitig waren gerade auf diesem Kongress zu diesem Thema viele Personen aus den pastoralen Seelsorgeabteilungen der Diözesen oder direkt aus der pastoralen Praxis hier, die sich gezielt zum Thema des Kongresses angemeldet hatten und nicht zum Pastoraltheologenkongress allgemein, zu dem man geht, weil der regelmäßige Kongress stattfindet – unabhängig vom jeweiligen Thema. Das wirft die Frage nach der Zugehörigkeit nicht nur innerhalb der wissenschaftlichen Disziplin, z.B.

zwischen arrivierten Lehrstuhlinhabern und Nachwuchswissenschaftlern, sondern auch zwischen den beiden genannten Gruppen auf. Wie war es diesbezüglich mit der Zugehörigkeit? Wie drinnen, wie draußen haben sich einzelne Teilnehmer und Teilnehmerinnen gefühlt, wie leichtgängig, wie schwergängig gelang es, Kontakte zu knüpfen, wie aufgenommen konnte man sich fühlen, gerade von denen, die eher als „Insider“ gelten und Kontakte vielleicht schneller zur Verfügung stellen können, da sie bereits auf eine gewisse Beheimatung zurückgreifen können? Wie offen ist man einander begegnet und wie interessiert waren wir an denen, die wir noch nicht kennen? Auch diese Fragen sind typisch für Gemeindewirklichkeit. Wie leichtgängig ist es in einer Gemeinde als Fremde/r sich in der schon bestehende Gruppe der mehr oder weniger Vertrauten zugehörig zu fühlen? Die Gleichzeitigkeit von „Zunft-Treffen“ und öffentlichem Kongress, macht die Fragen nach Zugehörigkeit, nach Trennung zwischen Zunft und Kongress nicht einfacher, wie die Integration der Mitgliederversammlung in den Ablauf des Kongresses, auf der sich noch einmal die auch familialen Strukturen zeigten.

Wo Gruppen miteinander arbeiten und inhaltlich miteinander ringen, sind Konflikte etwas Selbstverständliches. Eine inhaltliche Konfliktlinie wurde bereits im ersten Teil angesprochen. Eine zweite Konfliktlinie ereignete sich m. E. eher im Sinne eines latenten vielleicht versteckten Konflikts, der zudem nicht auf der inhaltlichen, sondern auf Stausebene lag. Gemeint ist ein latenter Konflikt zwischen Wissenschaftlern, die sich auf der Theorieebene mit den Fragen des Kongresses auseinandersetzen und denen, die die Strukturen der Praxis planen, bzw. in der Praxis vor Ort tätig sind. Der Konflikt lief entlang der verschiedenen jeweils berechtigten Interessen und Einschätzungen beider Seiten: Fühlten sich die „Praktiker“ immer genügend unterstützt, oder bekamen sie vielleicht manchmal das Gefühl, es nicht richtig zu machen, viel zu viel auf Strukturen zu achten, zu wenig auf Inhalt? Demgegenüber hatten die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen das Interesse nach wissenschaftlicher Reflexion und Selbstvergewisserung. Beides sind völlig legitime Interessen, der hohe Anspruch dieses Kongresses bestand darin, diese unterschiedlichen Interessen, die Vernetzung zwischen theoretischer Reflexion und konkreter Praxisebene miteinander auszubalancieren.

In einer gruppendynamischen Perspektive ist ein Teil dieses Themas in der Dimension „oben – unten“ – und das ist hier nicht wertend oder bewertend gemeint – angesiedelt, in dem Anspruch seitens der Praxis nach konkreter Bereicherung, nach Konkretion überhaupt, die von der Wissenschaft bzw. den Wissenschaftlern erhofft wird, und in der Schwierigkeit seitens der Wissenschaftler so konkret sein zu können oder überhaupt zu wollen. Der formulierte Anspruch, die Ebenen zu vermitteln, ist richtig. Dass die Realisierung nicht so einfach ist, wurde auf diesem Kongress noch einmal deutlich und zwar sowohl auf der in-

haltlichen wie auf der Beziehungsebene. Noch eine letzte Beobachtung zum Umgang mit Konflikten am Beispiel des inhaltlichen Konflikts um die Gemeindeftheologie und das Angebot einer Deutung. Die Verlagerung von Diskussionen zu konflikthaft besetzten Themen vom formellen in den informellen Raum „beim Bier“ stützt die weiter oben formulierte Frage nach dem Bedürfnis nach Harmonie auf einem solchen Kongress und die Frage danach, wie viel Konflikt sein darf bzw. ausgehalten werden kann. Der informelle Bereich ist aus einer gruppensdynamischen Perspektive nicht geeignet, Konflikte aus dem formellen Bereich zu klären, denn zum einen sind nicht alle Beteiligten zwingend anwesend und zum anderen sollten Konflikte immer dort geklärt werden, wo sie entstehen.

Die Komplexität eines solchen Kongresses, und das gilt im Grunde für die meisten dieser Art, ist unglaublich hoch, insofern viele Ebenen miteinander verquickt sind: Die Ebene der Wissenschaftler und der Praktiker wurde bereits angesprochen, man ist befreundet oder verkehrt höflich miteinander, Ordinarien begegnen Nachwuchswissenschaftlern, die bekannt werden möchten, womit auch Abhängigkeitsverhältnisse gegeben sind, Wissenschaft befindet sich in Auseinandersetzung mit „Amtskirche“ und mit der Ebene der pastoralen Praxis, die sie entsprechend dem Auftrag der Praktischen Theologie reflektiert. Dass ein Kongress mit so vielen komplexen Lagen gelingt, so wie dieser gelungen ist, das ist ein echter Erfolg!